

Dr. Robert Kaltenbrunner  
Leiter der Abteilung ‚Bau- und Wohnungswesen‘  
im Bundesinstitut für Bau- Stadt- und Raumforschung (Bonn/Berlin)

Vortrag beim 2. Digitalen Bibliothekspolitischen Bundeskongress  
„Bibliotheken im digitalen Wandel: Orte der Partizipation und des gesellschaftlichen Zusammenhalts“  
des Deutsche Bibliotheksverband e.V. am 26. März 2021 in Berlin

## **Die digitalisierte Stadt – und was ihre Räume für die *Res publica* leisten müssen**

Sehr geehrte Damen und Herren,

Es lässt sich kaum absehen, was die Corona-Pandemie auf lange Sicht für unseren Alltag bedeutet. Eines aber ist gewiss: Die Digitalisierung wird beschleunigt. Der Durchführungsmodus dieser Konferenz illustriert das ja. Viele Dinge, die bislang in der physischen Welt stattfanden, sind nun ins Virtuelle hinübergewandert.

Was macht die digitale Stadt aus? Als Smart City bezeichnet man eine Stadt, in der digitale Technologien bezüglich Infrastruktur, Gebäude, Mobilität usw. intelligent und systemübergreifend verknüpft werden, um Ressourcen wie Energie, Wasser etc. hocheffizient zu nutzen und ihren Verbrauch zu reduzieren. Im Sinne von „Good Governance“ werden in einer Smart City zudem interaktive Kommunikations- und Management-Systeme eingesetzt, um die urbane Dynamik effektiv steuern zu können. Soweit die Theorie. Denn bislang stellt die Smart City eher eine vollmundige Versprechung der einschlägigen Industrie dar: Städte – handlich, flexibel und hip wie das neueste Smartphone. Stadtverkehr – einfach aber dennoch vernetzt, sauber und leise, wie in der Werbung. Technik, die begeistern kann und alle Konflikte löst.

Nun habe ich Anlass zu der Vermutung, dass ein theoretisierender Vortrag zur digitalen Stadt hier nicht zielführend ist, wenn das Thema nicht mit Ihrer Sphäre verkoppelt wird. Und um diesbezüglich gleich ein Ausrufezeichen zu setzen: Bibliothek verkörpert für mich das Prinzip Stadt. Ich will das anhand von vier Thesen veranschaulichen, wobei ich jeweils einen Bogen schlage, der sich von der Digitalisierung über die *Res publica* bis zu den Bibliotheken spannt.

### **(1.) Digitalisierung und Urbanität folgen nicht der gleichen Logik – das muss man austarieren**

Die angeblich kostenlosen Onlineservices der Internetwelt bilden das Kernelement der Smart Cities. Das ist dann problematisch, wenn wir uns alle quasi selbst enteignen, indem wir unsere Daten ohne Gegenleistungen der Internetökonomie zur Verfügung stellen. Hier braucht es, zum einen, entsprechende gesellschaftspolitische Leitplanken. Zum anderen ist es höchst bemerkenswert, wenn der Soziologe Armin Nassehi konstatiert, dass unsere Gesellschaft schon im 19. Jahrhundert eine moderne digitale gewesen sei. Diese habe sich durch eine steigende Komplexität und Urbanisierung entwickelt, was dazu führte, dass man sich auf vorherige, analoge Wahrnehmungsformen nicht mehr verlassen konnte. Bereits lange vor der Erfindung des Computers wurde gerechnet, und zwar nicht einfach gezählt, sondern relational bestimmt, wie man

sich das Verhalten sozialer Kollektive vorstellen muss. Schon so banale Fragen, welche Verkehrswege und Anbauflächen man braucht, um eine Großstadt mit Getreide für Brot zu versorgen, kann sich nicht mehr auf die Erfahrungswerte früherer Sozialformen verlassen. Arbeitsteilung erfordert abstrakte Berechnung und Kalkulation.

Also: Das Grundprinzip der Digitalisierung ist auf städtischer Ebene nichts Neues, aber es muss stets mit analogen Wirkungsweisen harmonisiert werden. Auch die digitale Stadt braucht mehr als nur Plätze zum Wohnen, Arbeiten und Konsumieren. Sie benötigt Möglichkeitsräume, die offen sind, an denen sich Menschen unterschiedlichster Herkunft und Ansichten begegnen und austauschen können, die keinem Verwertungsdruck unterliegen. Und damit baue ich die Brücke in Ihre Welt: Natürlich macht das Internet heute vieles bequemer, schneller, einfacher. Aber eben auch unsinnlicher, unkonzentrierter, unübersichtlicher. Die Bibliothek bietet dagegen einen abgegrenzten Wissensraum. Man kann ihn bespielen, öffnen, divers machen. Ihre eigentümliche Anziehung wird sie dann behaupten, wenn sie neben aller Öffnung, allem lauten Gespräch auch ihr Geheimnis bewahrt: Der zufällige Griff ins Bücherregal, der alles für immer verändern könnte. Denn wie heißt es so schön: 90 Prozent dessen, was in Büchern zu finden ist, seien Irrtümer, Umwege, Sackgassen, Hoffnungen und Meinungen. Und noch immer sei die Wissenschaft auf glückliches Finden angewiesen, das sich eher zufällig am Regal einstellt. Schon deshalb sind Bibliotheken bis auf weiteres, unverzichtbare Orte gesellschaftlicher Kommunikation.

## **(2.) Eine Smart City ist keineswegs eine neu gebaute Stadt**

Die suggestiven Bilder von Smart Cities führen etwas in die Irre. Es geht nicht um spektakuläre urbane Neugründungen. Digitale Technologien zeichnen sich ja nicht zuletzt durch ihre Mikrogrößen aus, die wir in beinahe jedes Haus aus vorigen Jahrhunderten implementieren können. Offenkundig finden etwa Venedigs Paläste, Plätze und Brücken sich viel einfacher – und ohne nennenswerten Gesichtverlust – in der digitalen Transformation zurecht und werden smart, als dass sie in der Lage gewesen wären, sich an die grobschlächtigen Anforderungen der industriellen Revolution anzupassen. Der umtriebige Architekt und MIT-Forscher Carlo Ratti sieht eine beinahe ewige Konstanz der urbanen Formgebung – viele Elemente der heutigen Stadt fanden sich schon bei den Griechen und Römern. Grundsätzlich gilt: Menschen brauchen auch in der Zukunft Strukturen, Böden und Wände. Deshalb ist Ratti der Überzeugung, dass es im Digitaldiskurs nicht um den grundlegenden Um- oder Neubau von Städten geht. Vielmehr erhält das Urbane ein neues Betriebssystem, d.h. nicht die gegebenen Strukturen und Räumen ändern sich, sondern das Sein und das Miteinander darin.

Hier ist aber ein gewisses Paradox angelegt. Wir Menschen sind in unserem Verhältnis zu den neuen Medientechnologien unvermeidlich so etwas wie deren ‚Servomechanismus‘. Das heißt, um uns ihrer zu bedienen, müssen wir ihnen dienen. Jede Technologie prägt die Situation derer, die sie anwenden oder nutzen, in beträchtlichem Ausmaß. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem Raum. Sir Winston Churchill hat das folgerichtig auf die Formel gebracht: „Wir entwerfen zwar unsere Häuser, aber später prägen sie uns.“

Diese Wechselwirkung hält mir den Stegbügel: Während vom Untergang des Buches die Rede ist, als stünde er unmittelbar bevor, sind in den letzten zwei-drei Jahrzehnten mehr Bibliotheken gebaut worden als je zuvor. Und das nicht ohne Grund: Es bedarf offenbar der Aura der Bibliothek als einer gebauten Ordnung des Wissens. Zugleich stellen sie, im besseren Fall, so etwas wie ein Community Center dar, einen Treffpunkt jenseits aller ökonomischen Zielrichtung; als Gegenmodell zur Shopping Mall, der vielerorts die Aufgabe der Freizeitgestaltung

übertragen worden ist. Tatsächlich geht es ja nicht nur um Information: Der Besuch einer Bibliothek ist mehr als ein zweckrationaler Vorgang. Er hat auch etwas mit gesellschaftlicher Teilhabe zu tun.

### **(3.) Die mediatisierte Öffentlichkeit wird die räumlich erfahrbare nicht ersetzen -- und sie wird auch nicht als Ersatz empfunden**

Der Digitalisierungs-Tsunami hat den realen Raum nicht obsolet werden lassen. Im Gegenteil: Diverse Studien belegen, dass der Aufenthalt in öffentlichen städtischen Räumen – um sich zu treffen, um Freizeitaktivitäten nachzugehen, oder einfach, um zu sehen und gesehen zu werden – gegenüber dem Rückzug in die eigene Wohnung an Häufigkeit, Alltäglichkeit und Selbstverständlichkeit gewonnen hat. Nicht zuletzt die Corona-Krise hat ja die Bedeutung des Freiraums sehr drastisch vor Augen geführt. Es war häufig der Raum um und zwischen den Gebäuden, oft auch undefinierte Flächen, die in der außergewöhnlichen Zeit mit anderen Augen betrachtet wurden und genügend Flexibilität aufwiesen, sich den Bedürfnissen der Anwohner anzupassen.

Wir hören den Begriff ‚öffentlicher Raum‘ und denken unmittelbar an jene Plätze, die wir aus Italien oder Spanien kennen: Klare räumliche Fassung, erkennbar historisch und gewachsen, immer etwas los. Die Wirklichkeit jedoch sieht anderes aus: Wenn in schnell hochgezogenen, nüchternen Neubauvierteln ein unbebauter Platz vollmundig als Piazza deklariert und mit wie auch immer aufwendigeren Straßenmobiliar versehen wird, ist das mitnichten gleich ein öffentlicher Raum. Denn der setzt einen Akt der gesellschaftlichen Aneignung voraus. Öffentliche Räume sind gewissermaßen Laboratorien für demokratische Praxis. Nicht immer freiwillig. Gerade weil dort Gegensätze aufeinanderprallen, Menschen mit unterschiedlichsten Hintergründen auf engem Raum zusammenkommen. Ob sie dort einfach nur nebeneinander herleben, ob sie um den knappen Raum Konflikte austragen – oder ob sie es tatsächlich schaffen, zusammen zu leben, das ist Teil immer neuer Aushandlungsprozesse. Der öffentliche Raum ist also auch Ort des Widerspruchs zwischen verschiedenen Ansprüchen.

Aber: Er ist – auch unter Digitalisierungsbedingungen – nicht substituierbar. Selbst die sog. „Facebook-Revolution“ entpuppt sich bei näherem Hinsehen als Basisbewegung in der wirklichen Welt, die sich des *world wide webs* als Instrument bedient. Sie braucht stets den realen Raum. Und deshalb ersetzt das Internet auch keineswegs die Bibliotheken. Wer etwa die wunderbar offene und leutselige Stadtbücherei von Amsterdam erlebt hat, ahnt, warum sie vielen als Wohlfühlort gilt. Und ist nicht auch die Bibliothek ein Ort, der sich selbstbewusst von anderen unterscheidet, der darauf vertraut, dass die unmittelbare Begegnung mit dem gedruckten Buch – nicht nur, aber besonders – gerade dadurch wieder ein Erlebnis wird, weil sonst schon so viel hinter dem allgegenwärtigen Display passiert? Schließlich stellt die Bücherei ja eine Art Mikrokosmos dar. Als räumlich verdichtetes Informationsangebot ist sie sinnlich erfahrbar, es gibt andere „Suchende“, es gibt ein Gemeinschaftserlebnis – und damit gewisse Analogien zum öffentlichen Raum.

### **(4.) Die Dialektik von öffentlichem und privatem Raum geht über in eine Dialektik wechselhaft besetzter Orte**

Das Verhältnis von Öffentlich und Privaten ist nicht statisch. Die griechische Polis sah in der Öffentlichkeit noch einen Ort, der frei war von den Banalitäten alltäglicher Verrichtungen, die zur Aufrechterhaltung des Lebens notwendig sind. Derartige Dinge hatten in der Verborgenheit des Privaten zu geschehen und waren nur dort von Interesse. Der öffentliche Raum hingegen eröffnete dem Einzelnen die Möglichkeit, etwas von Bedeutung zu erschaffen, das jenseits der Unbeständigkeit des Alltäglichen lag und damit potenziell von öffentlichem Interesse war. Mit

dem Siegeszug der modernen Gesellschaft hingegen kehrt sich dieses Verhältnis um. Die flüchtigen Banalitäten des Alltäglichen bestimmen die Öffentlichkeit, während selbstständiges Denken und Handeln gewissermaßen zur Privatangelegenheit werden.

Was heißt das? Weil der öffentliche Raum ein Spiegel der Gesellschaft ist, sagt er etwas über unseren gegenseitigen Umgang: Hier sind wir nicht ‚Allein‘. Wir können nicht selbst entscheiden, was wir sehen wollen, was passieren kann. Sondern wir teilen uns diesen Raum und diese Entscheidungen mit den anderen. Und müssen auch aushalten, dass wir an diesen Orten selber öffentlich sind. Öffentliche Räume entstehen durch Nutzungen. Deshalb stellt sich die Frage, welche Nutzungen werden durch bestimmte Planungen, Infrastrukturen und Bauten erzeugt? Und welche Nutzungen lassen andere – andersgeartete – Räume zu? Zugang, Zugriff, ‚Access‘ sind, um mit Jeremy Rifkin zu sprechen, hier die entscheidenden Schlüsselbegriffe. Netzwerke treten an die Stelle der Märkte, Verkäufer und Käufer werden zu Anbietern und Nutzern, und was bislang käuflich war, wird ‚zugänglich‘. Doch das lässt sich gut übertragen: Bibliotheken zeigen sich als vielfältiger Lernort, an dem es nicht mehr um Karteikästen, sondern WLAN-Verbindungen geht. Denn sie bieten sowohl Zugang als auch Zugriff. Bibliothek ist zudem ein Ort, den man freiwillig aufsucht und der nicht auf lehrgangsartiges Wissen und eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe festgelegt ist. Darin liegt ihre große Chance. Sie kann zur Verankerung der Menschen in ihrer Stadt, in ihrem Stadtteil beitragen. Sie bietet ein kommunikatives Milieu, wo man auch „allein unter Menschen“ sein kann. Sie kann Züge des öffentlichen Raums annehmen, ein Ort sein, an dem sich wirklich alle Bevölkerungsgruppen – von der Kunstzeitschrift lesenden älteren Dame bis zum jungen Obdachlosen – begegnen, sich unweigerlich gegenseitig wahrnehmen, ohne sich zu stören.

Fazit: Bibliotheken sind die letzten wirklich öffentlichen Gebäude. Eine zu gewagte These? Schon möglich. Doch wo sonst kommt heute wirklich noch die ganze Stadtgesellschaft zusammen (wenn nicht gerade Corona-Lockdown herrscht)? Also jung und alt, weiblich, männlich und drittgeschlechtlich, christlich, muslimisch, jüdisch, pan- und atheistisch? Natur- oder geisteswissenschaftlich interessiert, vielleicht aber auch nur auf der Suche nach einem neuen Krimi oder Kochbuch – oder nach einem Menschen, um nicht mehr allein lesen zu müssen? In Zeiten, in denen relevante politische Kräfte versuchen, mit einer Dauerberieselung aus Hass, Neid und Lügen den Sinn der Bürger für das Gemeinsame zu zersetzen und jede Freude am Unterschied zu töten, erscheinen Bibliotheken als Bollwerke des Miteinanders in der Vielfalt, des Ausgleichs von Fakten und Phantasie.